

20]

Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skjoldborg.

Per Holt öffnet nicht den Mund. Er klagt nicht. Er weint nicht. Niemand redet ihn an. Er steht und starrt auf Peter, der als Leiche auf dem Tisch liegt, und er ergreift die kleine, geballte Hand des Knaben, die noch warm ist, nimmt sie in seine große, rauhe Arbeitsfaust, wie er es schon so oft getan, und dann bewegt er sie, schiebt sie hin und her, als wollte er den Zungen wieder ins Leben zurückrufen.

Doch Peter und Paul liegen still nebeneinander auf dem Tisch mit schwarzen, geschwollenen Gesichtern.

Sie sind erstarrt; aber sie sind noch nicht kalt.

Anna dagegen atmet ganz, ganz schwach. Der Arzt macht ihr Einspritzungen unter die Haut und bemüht sich um sie. Er zieht Per von den beiden Leichen fort und zeigt ihm, auf welche Weise die Wiederbelebungsversuche fortgesetzt werden müssen. Aber er spricht so wenig wie möglich. Und Per antwortet nicht, tut aber, wie der Arzt ihn geheißen.

Amalie erscheint mit einigen Zeuglappen, und Watte zum Verbinden hat sie auch. Es ist für Jens' Hand.

Er und das Kleinste, mit dem er gestürzt ist, liegen drüben im Bett. Sie sind über und über voll Sod; aber sie leben. Sie liegen im Halbschlaf, schnarchen dann und wann. Wachen wieder auf und stöhnen. Wieder schlummern sie ein, und wieder erwachen sie und jammern.

Auf Jens' linker Wade sind Blasen, und seine eine Hand ist so geschwollen, daß sie die Größe einer Manneshand hat. Die hohe, weißliche Brandblase sieht aus, als wäre sie gekocht.

Der Arzt schneidet die Blase auf und legt den Verband darauf. Es scheint nicht weh zu tun, denn der Knabe schläft halbwegs während des Vorganges.

Und alles vollzieht sich mit größter Ruhe. Nur Sophie jammert dann und wann. Per fest die Wiederbelebungsversuche mit Anna fort.

Tammes ist nach Haus gekommen, jetzt, wo es nichts mehr zu löchen gibt. Er setzt sich still hin und sieht zu. Bald aber quillt es in ihm empor. Mitgefühl und Bewegung zeigen sich in seinem gutmütigen Gesicht; er steht auf und geht nach dem Ofenwinkel, wo er halb verborgen ist.

Nach und nach verbreitet sich im Zimmer ein durchdringender Geruch, — von Kampfer, Aether, verengtem und verbranntem Zeug und verengtem Haar.

Der Arzt wendet sich wieder Anna zu.

Aber bei ihrem Anblick senkt er nur auf.

Sie atmet zwei-, dreimal hastig und stoßweise. Dann liegt sie wieder wie leblos da mit unnatürlich großen Pupillen. Wieder kommen zwei, drei hastige Atemzüge.

Und dann wieder eine Pause.

Endlich erlischt das Leben des kleinen Geschöpfes in einem schwachen, hingehauchten Seufzer.

Und sie legen sie auf den Tisch neben die beiden andern.

Bevor er geht, läßt der Arzt seinen Blick hinüberschweifen zu den drei kleinen Kinderleichen und von da zu den Eltern. Und seine großen braunen Augen bekommen einen feuchtesten Schimmer. —

Per und Sophie nehmen ihre Kinder wieder mit heim. Der Kammerherr hat sofort befohlen, daß man ihnen eine Bettstelle mit den dazu gehörigen Betten bringen soll, anstatt des verbrannten. Sie haben ja nichts, worauf sie zur Nacht liegen könnten.

In das Bett, das sofort aufgestellt worden ist, legen sie Jens und die Kleinste. Und die drei toten Kinder werden in das kleine Zimmer hineingebracht, das sonst leer gestanden hat. Sie betten sie auf eine Tür, die auf Stühlen ruht.

Ein durchlöcherter Tuch breiten sie über die drei kleinen Leichen.

Es ist reichlich Stroh vorhanden. Daran bereiten sie sich selber ein Lager auf dem Fußboden und werfen sich in den Kleidern darauf hin.

Schlafen können sie nicht.

Jens liegt so unruhig und stößt dann und wann klagende Laute aus. Vor Schmerzen, wenn er an seine Hand stößt.

Dann schreit er beinahe. Und bisweilen klingt eine zitternde Todesangst, der tiefe Stummer eines Erwachsenen aus dem hörbaren Stöhnen im Schläfe — völlig hilflos, wie in bösen Träumen.

Wenn dieser Laut kommt, dringt er wie ein schneidender Schmerz durch den Körper der Eltern.

Sie stehen auf, streicheln den Kindern die Wangen und sprechen beruhigende Worte. Und behutsam bringen sie Jens' Hand in eine gute Lage.

Auch in das kleine Zimmer gehen sie hinein und küssen den durchlöcherter Schal, bevor sie sich wieder auf ihr Strohlager legen.

Im Zimmer herrscht ein durchdringender Sodgeruch.

Sie lassen die Petroleumlampe brennen.

Denn schlafen können sie nicht.

Sie leuchtet nur spärlich, aber diese kleine Flamme verbreitet doch etwas wie Ruhe. Und die Nacht ist lang und dunkel.

Sophie weint, bisweilen in heftigen Ausbrüchen.

Per's Antlitz dagegen ist unbewegt. Er sieht aus, als horche und lausche er auf etwas aus einer anderen Welt, aus unermesslicher Ferne.

Nur einmal öffnet er die Lippen und flüstert, seiner selbst nicht bewußt: „Was sind wir für arme Menschen!“

Es ist, als hätte er nur laut gedacht; denn er liegt unbeweglich da wie zuvor.

Es ist das erste Wort, das während der ganzen Nacht von seinen Lippen kommt.

Und das einzige.

12.

Per und Sophie sind einander beifällig, die Kinder auf Stroh zu betten. Sie übereilen sich nicht. Sie säubern sie von allem Sod und Schmutz und kämmen ihr Haar so sorgfältig, wie es wohl zuvor noch nie gekämmt worden ist.

Das trockene Roggenstroh wird genau zugekimmert und Per seine Finger hindurchgleiten, wie man einen Kamm durch Haar zieht.

Sie bringen so viele weiße Leinwandstücke zusammen, daß das Stroh, auf dem die drei kleinen Kinderleichen liegen sollen, völlig damit bedeckt wird.

Dann werden die kleinen, kalten Gliedmaßen zurechtgelegt. Und auf Annas Augen, die nicht recht schließen wollen, werden zwei Pfennigstücke angebracht.

Zum Schluß wird das durchlöcherter Tuch über alle gebreitet.

Und das alles verrichten sie schweigend.

Der Sodgeruch will noch immer nicht aus dem Zimmer weichen. Und es kommt noch ein anderer Geruch hinzu, der ganz entsetzlich ist. Alltäglich nämlich, wenn der Verband an Jens' Hand erneuert wird, verbreitet der Eiter der Brandwunde einen geradezu fürchterlichen Gestank.

Sophie geht mit schleppenden Schritten umher, ungewaschen; die Lumpen schlottern um ihren Körper und das Haar sitzt in einem Filz, als hätte sie keine Lust es zu kämmen.

Sie trägt einen Gegenstand von einer Stelle zur andern, und nach einiger Zeit trägt sie ihn wieder zurück.

Oder sie sitzt und betastet einen Strumpf, der einem der Kinder gehört hat. Stundenlang kann sie so dasitzen, und dabei jammert sie leise vor sich hin.

Es sieht aus, als hätte sie die Herrschaft über ihren Körper verloren. Als wäre sie willenlos. Ihre Lippen sind schlaff geöffnet, ihre Lider sind schwer, und der Kopf hängt, als wären die Halsmuskeln weck und verrotten.

Von Zeit zu Zeit greift sie sich an den Kopf, als schmerzten sie die Schläfen, und dann gähnt sie, wie jemand, der viel geweint hat.

So verstreicht ihr der Tag.

Per geht so eigentümlich umher. Seine Gemütsruhe ist dahin. Die fixen und derben Redensarten erstarben ihm auf der Zunge. Er spricht überhaupt nicht. Der vertwegene Zug, der über seiner Gestalt lag, ist wie weggeblasen. Und er sieht auch nicht gleichgültig aus, wie es eine Zeitlang der Fall war.

Er ist still.

Was aber bedeutet diese Stille?

Die Leute sehen ihn von der Seite an. Es ist ihnen, als läge noch etwas anderes als Sorge hinter dieser Stille verborgen.

Per läßt sich mit niemand ein. Absolut mit niemand. Er sieht aus, als kehren alle seine Gedanken seiner Umgebung den Rücken und als seien dagegen alle seine Sinne wach, um in sein Inneres zu horchen. Als sollte und müßte von dort irgend etwas kommen.

Und es ist etwas ganz Neues, was da kommt. Vielleicht ist Per deshalb so still.

Und deshalb geht er vielleicht auch so eigentümlich umher. Aber die Leute sehen ihn von der Seite an, als könnten sie ihn trotz des Geschehenen nicht recht begreifen.

Und vielleicht begreift er sich selber nicht, er ahnt nur, daß etwas geschehen wird . . .

Per kann die Särge und Totenhenden nicht auf Kredit bekommen. Nirgends. Nicht in Derum oder Felling, nicht in Darum und ebensowenig in der Stadt. Nicht dort, wo man ihn kennt, und auch nicht, wo man ihn nicht kennt.

Als er von diesem Gang heimkehrt, legt er die Hand auf den Tisch und ballt sie, daß sich die Haut über den Knöcheln spannt, und dann zieht er die Unterlippe hoch.

Geld besitzt er nicht. Wertgegenstände auch nicht — mit Ausnahme eines vier Wochen alten Ferkels, das er auf Kredit bekommen hat.

So geht er denn direkt zum Verwalter und verlangt Geld. Er bittet nicht darum. Er verlangt es.

Die Arbeiter werden aufmerksam und stutzen — und schauen ihn verstohlen an.

Und der Verwalter läßt seinen scharfen Blick auf ihm ruhen, indem er langsam, einräumend antwortet, daß es sich wohl werde machen lassen, auf Grund der außerordentlichen Umstände.

Und als wäre Per hier der Herr, fährt er fort: „Sophie kommt nicht zum Melken.“

„Ja, ja, das mag ja in diesen Tagen so hingehen.“

„Sie kommt auch später nicht!“

„Was tut sie nicht?“

„Sie wird überhaupt nicht mehr zur Arbeit aufs Gut kommen.“

Der Verwalter läßt vor Verwunderung den Mund offen stehen und zieht die Augenbrauen in die Höhe.

„Kommen Sie auch nicht?“

„Ich werde pünktlich zur Stelle sein — aber sie soll zu Hause bleiben bei den Kindern!“

„Darf ich wohl fragen, ob Sie den Verstand verloren haben, Mann?“ ruft der Verwalter.

Doch Pers Stimme übertönt alles andere:

„Sie kommt nicht!“

So fest sagt er die Worte, als wären sie in Stein gehauen.

Der Verwalter läuft um sich selbst herum und schlägt dröhnend den eisenbeschlagenen Stock auf den Boden: „Ich glaube, hol's der Auckuck . . . hm . . . Das könnte ja 'ne nette Wirtschaft werden!“

Und als wüßte er nicht recht, wie er diese Sache zu nehmen habe, fährt er zum Tor hinaus, als brenne ihm der Boden unter den Füßen.

Die Arbeiter aber starren stumm auf Per, der sich mit Anspannung aller Kräfte über die Arbeit her macht.

Man wird nicht klug aus ihm.

Abends, wenn er auf dem Strohlager neben Sophie liegt, in dem mit Sod und dem Leichengeruch der drei Kinder angefüllten Zimmer — da werden seine Blicke schlaff.

Alle Willenskraft scheint ihn zu verlassen.

Es ist, als gäbe er jede Hoffnung auf.

Völlig unbeherrscht, läßt er seinen Tränen freien Lauf. In den Tränen, die während einer ganzen Nacht fließen, kann vieles untergehen und manches Neue erstehen.

(Fortf. folgt.)

Mondkalb, Pechvogel, Amtschimmel.

[Schluß] Von Eugénie delle Grazie.

Zwei Jahre vergingen, die Lesebücher wurden wieder und wieder. Die Mondkalber dümmen und dümmen. Manchmal bekamen sie geradezu Kopfschmerzen. Denn sie mußten nun von einer Stunde zur anderen vergehen, was der Mann Gottes von ihrem Glauben, der traurige Geselle von ihrem Wissen forderte. Trotz der Ueber-einstimmung des Lehrplanes und der reingefügten Lehrbücher. Frau Wahrheit war zu groß und zu stark geworden für die Kleider,

in die man sie hier hineinzwängen wollte. So lief sie mit gerissenen Aermeln herum und stieß mit den nackten Ellenbogen oft recht unanständig um sich. Lehrer und Mondkalber aber taten, als sähen und spürten sie nichts.

Eines Tages kam die Erdkunde an die Reihe. Erdkunde und Astronomie waren die heimliche Liebe des traurigen Gesellen. Und weil er immer darüber las, ließ er eines Tages ein Buch liegen, in dem ganz andere Dinge von dem Werden und dem Alter der Erde standen, als der Mann Gottes lehrte. Natürlich machten sich die Mondkalber darüber her und lasen, lasen, bis ihnen zu Mut war, als wären sie eben erst vom Mond heruntergefallen und nicht schon so und so viele Jahre in eine Schule gegangen.

Als der traurige Geselle aber über die Erde zu sprechen begann, schlug er ein anderes Buch auf. Ein Buch, dem man förmlich ansah, wie lange es schon neben dem „Alten Testament“ gelegen hatte. Und er sprach von allem, nur nicht von dem Alter der Erde.

Nun gab das Mondkalb ein Zeichen . . . Wie lange die Erde schon da sei, wollte es wissen?

„Seit sie der Liebe Gott erschaffen hat,“ kam es kurz zurück.

„Wie lange ist das her?“

„Ganz Euch der Mann Gottes nicht gesagt?“

„Ja“, rief da Mondkalb. Aber das könne es wirklich nicht glauben. Denn so dumm man auch auf dem Mond sei: das Alter der Erde könne man dort genau; weil der Mond eben schon so lange neben der Erde herlaufe. Und dafür reichten die „Sechstausend der Bibel“ nicht.

Ueber die Stirn des traurigen Gesellen ging ein Leuchten. Seine Lippen öffneten sich, um endlich, endlich einmal auch der Wahrheit die Ehre zu geben. Einer Wahrheit, die sogar den Mondkalbern schon geläufig war. Aber zu rechter Zeit besann er sich, lachte, zuckte die Achseln und rief: „Ja, liebe Kinder, bei uns ist das wieder anders. Denn bei uns geht der Amtschimmel spazieren und Ihr glaubt gar nicht, wie hungrig das Vieh ist. Sogar das Alter der Erde hat er aufgefressen, ganz und gar.“ Darauf lehrte er, wie es im Buche stand.

„Amtschimmel? Amtschimmel?“ Das brummte im Kopf des Mondkalbes herum. Wo hatte es das Wort schon gehört? Wichtig! Damals, als der Mann Gottes mit dem traurigen Gesellen vor ihm hergegangen war. Er hatte es zuerst ausgesprochen. Da konnte wohl auch er darüber die beste Auskunft geben. Und weil das Mondkalb schon einmal im Zug war, fragte es den Mann Gottes gleich in der nächsten Stunde, was denn ein „Amtschimmel“ sei. Wie der hierherkomme, fragte der Mann Gottes zurück. Das Mondkalb aber meinte mit seiner unschuldigsten Miene, es habe das Wort gehört, wisse sich aber keinen Vers darauf zu machen. Und so bitte es recht schön . . .

Der Mann Gottes lag gerade mit einem Nachbar im Streit. Es war ein langwieriger Prozeß, der ihn viel Galle und Geld kostete und noch immer kein Ende nehmen wollte, so sehr er sich auch im Recht glaubte. Denn da war der lange Zug von Instanz zu Instanz. Und half kein Gesand und kein Drängen und nicht einmal Frau Protektion. Solcher Prozeß mußte seinen Weg gehen, den selben Weg, den alle Prozesse dieser Art gingen und immer gegangen waren und in Ewigkeit gehen werden. Amen!

„Amtschimmel! Amtschimmel!“ So hatte der Mann Gottes jahrelang gehöhnt, gelästert, gelobt. Nun führte ihm die Frage des Mondkalbes das verhaßte Vieh sozusagen am Zügel vor. Und die Galle lief ihm aufs neue über.

„Was ein Amtschimmel ist, mein liebes Kind? Na, wenn einer, so kann ich es Dir genau sagen. Das ist eine Bestie, die nicht unser Herrgott erschaffen hat, sondern die Dummheit der Menschen. Erschaffen, damit der Teufel von Zeit zu Zeit sein helles Vergnügen habe an all dem Unsinn, der auf dem Amtschimmel dahereitet. Der Amtschimmel: Das ist der dumme faule Brauch, ist die Ehrfurcht der Gehirnweichen vor dem Buchstaben und dem Paragraphen und das Heiligtum der Leute, die überhaupt nichts mehr denken wollen. Ja, dieser Amtschimmel . . .“ Seine Stimme überschlug sich.

„Schau!“ dachte das Mondkalb. „So spricht du heute, damals aber . . .“ Und mit der unschuldigsten Miene fragte es, ob man deshalb nicht klug tue, gerade auf diesem Schimmel immer hübsch still zu sitzen.

Der Mann Gottes aber, der längst nicht mehr wußte, was er damals gesagt hatte, wurde nun erst recht böse. „Stillsitzen? O ja! Aber um es zu können, muß man erst ein Esel werden, ein Esel oder ein Lügner!“ Das Mondkalb hatte genug.

Am nächsten Tage gerieten der Mann Gottes und der traurige Geselle wieder einmal aneinander. Diesmal mußte es ein ernstlicher Streit gewesen sein, denn der traurige Geselle war totenbläß als er in die Schulstube trat, und machte ein Gesicht . . .

„Jetzt ist die rechte Stunde“, dachte das Mondkalb. Es stand auf und fragte, was ein Pechvogel sei.

Da geschah das Unerhörte . . . Der traurige Geselle schmeckte plötzlich von seinem Stuhl empor, jäh, heftig. Nicht anders als habe ihn eine unsichtbare Hand an seinem dünnen Schulmeisterkopf emporgerissen, gerade dort, wo es am weichen tat. Seine Augen brannten, seine Lippen zitterten, und mit einer Stimme, in der alle Qualen aufschlugen, die er so lange erduldet, und jede Schmach, die seine Mannheit beleidigt hatte, rief er: „Was ein Pechvogel ist, willst Du wissen, mein liebes Kind? Ein Pech-

vogel ist ein Mensch, der eigens angestellt wird, um zu lehren und doch nie die Wahrheit zu sagen. Um zu bilden und dabei ganz heimlich zu vernichten. Um so lange Unwissenswertes in eine junge Seele zu stopfen, bis sie zu dumm ist oder zu müde oder zu schlau, um über das Wissenwerte selbst nachzudenken. Ein Pechvogel ist ein Lehrer, wie ihn die Menschen wollen, und wenn er kein ganzer Schuft ist, wird er wenigstens einmal rot in seinem Leben und sagt die Wahrheit, wie ich. Amen!"

Und er nahm seinen Hut und ging; ging an dem Mann Gottes vorüber, der vor der Tür stand und lauschte. Wenige Tage später hieß es, daß der traurige Geselle aus Amt und Brot gesetzt worden sei. Der Mann Gottes erzählte es den Kollegen, während sie auf dem Korridor hin und her gingen, und lachend sagte er zuletzt: „Er wollte ja immer der Klügere sein, der Herr Kollege. Nun hat er sich gründlich das Maul verbrannt.“

Die Mondläufer aber, die alles gehört hatten, glaubten plötzlich zu wissen, was aller Weisheit letzter Schluß auf dieser Erde sei: man dürfte sich nicht das Maul verbrennen! Und weil sie doch in dieser Welt gut fortzukommen wollten, fingen sie an, recht vorsichtig zu werden und wieder nur „Väh“ oder auch gar nichts zu sagen, um sich ja nur nicht das Maul zu verbrennen. Bis sie wieder so dumm schienen wie an dem Tag, da sie vom Mond gefallen waren. Um das zu lernen, waren sie so lange in die Schule gegangen...

Die in Wien lebende Dichterin Marie Eugenie deffe Grazie hat diese sinnvolle Erzählung ihrem jüngst erschienenen „Buch des Lebens“ eingefügt, dem wir sie mit Genehmigung des Verlages Breitkopf u. Härtel, Leipzig, entnehmen.

Ein malaiischer Vorposten des Sozialismus.

Von Edmondo Peluso.

Die Dampfer, die regelmäßig zwischen Hongkong und Manila fahren, sind winzige Schiffe. Auf dem Rücken dieses häßlichen Gelben Meeres, das man das Chinesische nennt, erscheinen sie wie Ruffschalen, die in einer trüben Nauche schwimmen. Doch so klein diese Fahrzeuge auch sind, so tapfer leisten sie den tüchtigen Taifunen Widerstand, welche diese entlegenen Gebiete des größten Weltmeeres in regelmäßiger Wiederkehr aufwühlen. Wenn dieser Orkan über die Wasseroberfläche zieht, bilden sich ungeheure Wogen, deren Schwall sich schier bis zum Himmel emporzubäumen scheint, um dann, jäh zusammenbrechend, in tiefe Mulden zu sinken. Mit großer Anpassungsfähigkeit schmiegen sich diese beweglichen Ruffschalen dem wildbewegten Wasser an, steigen mit dem Schwall zum Himmel, um dann jäh in den Abgrund zu gleiten, auf und ab, gehoramt dem grimmigen Willen des Taifuns hingegeben.

Drei lange Tage mußten wir an Bord des „Tamings“ verbringen. Wir hatten uns an unsere Betten festbinden müssen und schaukelten wie in einer Schaukel hin und her. So krank waren alle Reisenden, daß sie kaum das bißchen Tee hinunterbrachten, das der chinesische Wob, der sich selbst mühselig auf den Weinen hielt, zeitweilig darreichte. Tiefes Schweigen herrschte an Bord, nur unterbrochen von dem Stöhnen der armen seekranken Reisenden. Die Maschine leuchtete und stampfte und unerbötigt und unentwegt kämpfte sie mit stäbelernter Arnen ihren heroischen Kampf wider die titanischen Gewalten der See.

Am frühen Morgen des dritten Tages, als wir uns eben ansahen, in die Bai von Luzon einzufahren, hörte der Taifun auf, plötzlich, wie mit einem mächtigen Ruck. Der Kontrast war so groß und so überraschend, daß wir unseren Augen kaum trauen mochten. Als wir es schließlich dennoch wagten, aus den Kajüten hervorzukriechen und auf Deck zu steigen, bot sich unseren Blicken ein entzückendes Schauspiel. Die schmutzige Patina des Meeres hatte sich, schier plötzlich, in tiefleuchtendes Blau verwandelt und auch der Himmel, vorher so trüblich grau gewesen, lagte hernieder in zarter schimmernder Bläue, überflutet von goldigem Sonnenlicht.

Die nahe Küste grühte uns im vollen Schmuck ihrer grünen, süßig säuwelnden, verführerisch lodenden tropischen Pflanzungen. Diese ersten Stunden inmitten der tropischen Natur genossen wir in wahrer Verzückung, denn diese Natur ist von verblüffender Fülle in der Pracht ihrer Flora und in der Pracht statuenhafter Weiblichkeit, deren Anblick uns die tagalischen Frauen darbieten. O, wie sehr nehmen diese tropischen Wunder das Herz gefangen, solange man jung ist und solange man sich in den Gnadengaben der Natur erfrischen kann...

Doch das Staunen mähigt sich, die Sinne gewöhnen sich an alle die phantastischen Schaustücke, die ihnen dieses märchenhafte Land zur Beute hindrückt, das Bedürfnis nach nüchterner und klarer Betrachtung kehrt wieder. So gewann auch ich wieder den Zusammenhang mit meinen sonstigen Interessen, und da war es denn in Manila mein erstes, die Bekanntschaft des Dominador Gomez zu suchen.

Das ist ein Mann, dem das philippinische Volk mit Begeisterung ergeben ist, den aber die amerikanischen Obrigkeiten, mit ihnen das spanisch-tagalische Bürgertum, aus tiefstem Herzensgrund hassen: Dominador Gomez ist der Führer des Proletariats

von Manila. Niemand spricht von ihm mit Gleichgültigkeit, und das ist kennzeichnend für den Mann. Für ihn gilt das Wort: Es gehört Feuer dazu, um die Menschen zu entzünden, sowohl zum Haß als auch zur Liebe!

Seit der Abschaffung der feudalistischen spanischen Herrschaft und Besiznahme der Inseln durch die Amerikaner, die die Philippinen in kapitalistischer Weise ausbeuten, hat er die Saat des Klassenbewußtseins durch seine Zeitung „Los Obreros“ („Die Arbeiter“) ausgebreitet.

Als Neuling in den Tropen wählte ich natürlich die Mittagsstunde, um meinen Besuch abzustatten. Mittag in den Tropen ist die Zeit, wo jeder zu Hause bleibt, um Siesta zu halten. Die steilen Sonnenstrahlen schießen Feuer wie Pfeile herab auf das hölzerne Dach meines Carronius (malaiischer Wagen) und der schlaftrunkene Cochero fährt mich träge zu Gomez' Haus. Er verläßt sich auf den nunteren kleinen australischen Pony, der mit hurtigem Schritte die Stadt bis beinahe zu ihrer Grenze durächtrabt. Endlich hält das Pferd, der Kutischer scheint zu erwachen; wir sind angelangt. Gomez' Haus ist ein niedliches Cottage, das hinter einem tropischen Garten aufragt.

Gomez ist leider nicht zu Hause. Seine Frau, ehedem eine spanische Schönheit, öffnet mir die Tür, bloß um mir mitzuteilen, daß ihr Mann augenblicklich auf seiner Klinik zu treffen sei. Als ich dort ankam, empfängt mich ein lebhafter und anmutig beweglicher, aber schier zwerghaft kleiner Eingeborener. Es ist der treue Pförtner des Dr. Gomez, der niemanden durchläßt, von dessen Recht, hier zu erscheinen, er sich nicht überzeugt hat. Mein Anspruch auf eine Unterredung mit Gomez leuchtete ihm ein und er weist mir den Weg ins Operationszimmer. Dr. Gomez ist gerade mit der Behandlung eines Kranken beschäftigt. Mit der Pinzette in der rechten und blutiger Watte in der linken Hand nimmt er meine Vorstellung entgegen.

Das, was an seiner Erscheinung zunächst auffällt, ist der Glanz seiner Augen; seine ganze Seele scheint sich auszugeben im brennenden Lichte dieser Blicke, und auf wen diese Blicke fallen, dem ist es, als grübe sich eine Sonde in das tiefste Innere. Ueber diese Augen wölbte sich eine breite Stirn; rund, wohlgeformt und doch energisches Wesen bekundend, tritt das Kinn hervor. Die Gestalt ist nicht groß, aber bei näherer Bekanntschaft mit dem Manne scheint auch sie sich zu ganz beträchtlichem Maße emporzureden. Ich war sehr überrascht, wahrzunehmen, daß Gomez ein Eingeborener von echtem Schrot und Korn, ein Vollblutmalai ist. Hatte man doch in den amerikanischen Zeitungen gelesen, daß die Regierung ihn als Abgeordneten von Manila nicht anerkenne, weil er ein Spanier sei. Konnte ein Spanier so echt tagalisch aussehen wie dieser Dr. Gomez? Lächelnd gab er mir die Aufklärung, wieso es komme, daß ihm der Verdacht spanischer Herkunft anhafte. In Manila von echt tagalischen Eltern geboren, hatte er in Barcelona Medizin studiert und dann als Militärarzt einige Jahre in spanischem Dienste verbracht. Diese Jahre haben ihn aber der Heimat durchaus nicht entfremdet, denn er diene auf den Philippinen. Die Amerikaner haben, um ihn los zu werden, kein anderes Auskunftsmittel, als daß sie seine Nationalität bestreiten.

Unter spanischer Herrschaft gab es auf den Philippinen noch ganz mittelalterliche Verhältnisse. Es fehlte die Industrie, selbst der Handel war vernachlässigt und für die Tagalen gab es nicht nur keine politische Freiheit, sondern auch keine Möglichkeit, sich wirtschaftlich emporzuarbeiten. Unter der Herrschaft der Amerikaner änderte sich das Bild gar rasch. Mit ihrem Kapital begannen sie den natürlichen Reichtum des Bodens in intensiver Weise auszubeuten und unterließen es dabei nicht, eine schmale Schicht der eingeborenen Bevölkerung an dieser Ausbeutung mit zu interessieren, um so die Masse desto besser unterdrücken zu können. „Unsere Revolution“, sagte mir Gomez „und die Eröberung unserer Unabhängigkeit haben in erster Linie denen Vor- teil gebracht, die nichts dafür getan haben. Unsere besten Männer, unsere wahren Heroen aber sind gefallen oder sie leben nur in elender Sklaverei. Es ist also bei uns genau so gegangen wie bei anderen Nationen, die sich aus den Fesseln des Feudalismus befreit haben.“

Ich wollte nun, daß Gomez mit mir in einen schattigen Kaffeegarten gehe, wo wir zwanglos plaudern könnten. Er aber widerriet mir dies, weil es meinem Aufenthalt auf den Philippinen nicht förderlich sein könne, öffentlich in seiner Gesellschaft gesehen zu werden. Ich war enttäuscht, daß solche Bedenken möglich seien unter einer Regierung, die ständig das Wort „Freiheit“ im Munde führt; aber schließlich hatte Gomez recht, denn er mußte ja die herrschende Gewalt des Landes kennen. Ich versprach ihm, demnächst die Deputiertenversammlung (Asamblea Filipina) zu besuchen, um ihn dort zu hören. Es war mir gesagt worden, daß er der beste Redner des Hauses sei und weder in tagalischer noch in spanischer Sprechweise dort einen Ehebürtigen finde. Ich habe später auch Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß, was das Spanische betrifft, dies wahr ist.

Er riet mir noch, bevor ich wegging, mich selbst durch Augenschein zu überzeugen, in welcher elenden Lage sich die Arbeiterklasse Manilas befinde, wie maßlos sie ausgebeutet und auf welches tiefe Niveau der Lebenshaltung sie herabgedrückt wird.

„Besuchen Sie einmal die Tabakfabrik und Sie werden erstaunt sein!“ Dieser Rat hatte die Wirkung, daß ich schon am nächsten Tage die Compani General de Tabacos besuchte. Was

Ich sah, Berührte mich sehr peinlich! In einem großen, kalten Raum, schlecht ventiliert, mit zementiertem, ständig nassem Boden, drängten sich etwa dreihundert Weiber um eine Anzahl von Tischen, so daß je sechs auf einen Tisch kamen. Auf dem nassen Boden tummelt sich eine Schar von schmutzigen, halbnackten Kindern, den Kindern der Frauen, die da um ungläublich geringen Lohn ein ungezundes Tagewerk verrichten. Zehn- und elfjährige Mädchen betreuen die ganz kleinen Kinder und schleppen sie auf dem Arm herum. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang sind diese malaiischen Proletarierinnen in den Raum eingeschlossen, der sich im Laufe des Tages mit den übelsten Gerüchen erfüllt, von denen der heiße Duft des Tabaks trotz seinen giftigen Wirkungen noch der angenehmste ist. Jede hat einen Berg von Tabak und Tausende von Zigarettenhüllen vor sich. Mit fieberhafter Eile arbeiten sie. Die Hände sind ständig in flinker und maschinenmäßiger Bewegung. Der Kopf ist tief geneigt und nie wagt es eine, von der Arbeit aufzublicken. Das gleichartige Geräusch der Arbeit wird ab und zu von Gesang unterbrochen. In wehmutigen Tönen schwebt dann ein tagaliches Lied durch den Saal. Man versteht die Wörter nicht, aber man fühlt den Inhalt der Lieder, man fühlt, daß sie die Klage einer geknechteten Rasse sind, und die Volksthaft der Töne ist klar verständlich.

In einem anderen Saale arbeiten bloß Männer. Dampfe Raue herrscht hier. Das Maschinenmäßige der Bewegung ist noch ausgeprägter als bei den Frauen. Jeder hat vor sich große Deckblätter liegen und nebenan die kleinen geschnittenen Blätter der Füllung. Zuerst wird das Deckblatt gemessen, dann zurecht geschnitten, hierauf wird die Füllung in das Deckblatt eingelegt und eingerollt und schließlich nimmt der Arbeiter die Spitze zwischen die Lippen, um ihr durch einige Umdrehungen die richtige Form zu geben. Diese Prozedur wiederholt sich hundertmal im Tage und man kann sich vorstellen wie zuträglich dies der Gesundheit dieser Arbeiter sein muß. Daß diese primitive Arbeitsmethode auch für die Raucher mancherlei Gefahr in sich birgt, liegt auf der Hand.

Es würde den Rauchern den Genuß beträchtlich vergrößern, wenn sie wüßten, daß diese schönen, in Silberpapier gewickelten Zigarren möglicherweise durch den Mund eines Tuberkulösen oder eines Queckers ihre letzte Form erhalten haben.

Diese herrlichen Zigarren und duftigen Zigaretten verkörpern in sich ein beträchtliches Stück kapitalistischer Ausbeutung, die das Proletariat ins tiefste Elend und Siechtum stürzt.

Ich erfuhr hier, wie recht Gomez hatte, als er mir sagte, daß es auf den Philippinen keine dringlichere Kulturtaufgabe gäbe als die, das Proletariat durch die Organisation in seinem Selbstbewußtsein zu stärken, in seinem materiellen und geistigen Niveau zu heben.

Kleines Feuilleton.

Der lange Lenz. Julius Zerfas erzählt dem Niederrheinischen folgende Volksmär nach: Es war einmal ein Bäuerchen, das wohnte mit seinem Weib auf einem kleinen Hof. Das Bäuerchen hieß Knick und seine Frau nannte man kurz „Antring“. Die Leute sagten aber, daß die Anna Trine nicht die Klügste wäre.

Eines Tages, als es ein harter Winter war, dachte das Bäuerchen: Der Winter kann noch lange dauern, denn man sagt nicht umsonst: „Der Mai ist der Start vom Winter.“ „Antring“ sagte er zu seiner Frau, „wir müssen uns noch was sparen für den langen Lenz.“ „Ja“, sagte Antring, „das wollen wir auch tun.“

Und nun sparten sie alle Tage und an allen Ausgaben; sparten so, daß sie sich kaum satt zu essen gönnten.

Eines Tages, als die Frau Antring allein zu Hause war, kam ein haunmlanger, hagerer Bettler, der schaute ganz hungrig drein. Die Frau gab ihm zu essen und zu trinken und frug ihn auch, von wo er denn käme und wohin er wolle. „Ja“, meinte der Bettler mit tauenden Waden, „Ihr sollt mich wohl nicht kennen, ich bin der lange Lenz.“

Die Bäuerin bekam ein strahlendes Gesicht, sie stemmte beide Arme in die Hüften und rief ein über das andere Mal verwundert aus: „Was, seid Ihr der lange Lenz? Das ist ja aber gut, daß Ihr kommt. Wir haben den ganzen Winter für Euch gespart.“

Der Bettler machte nun noch größere Augen als sie. Als er sich dann satt gegessen und getrunken hatte, gab ihm Antring noch den Beutel Geld, den sie für den langen Lenz gespart hatte. Der lange Lenz bedankte sich übergelüchelt, bestellte noch einen Gruß an den Mann und ging seines Weges weiter.

Wie am Abend der Mann nach Hause kam, sagte Antring hocherfreut: „Nun, denke Dir an! Der lange Lenz war da. Ich hab ihm alles gegeben, was wir für ihn gespart hatten. Er hat sich viel bedankt und noch einen Gruß an Dich bestellt.“

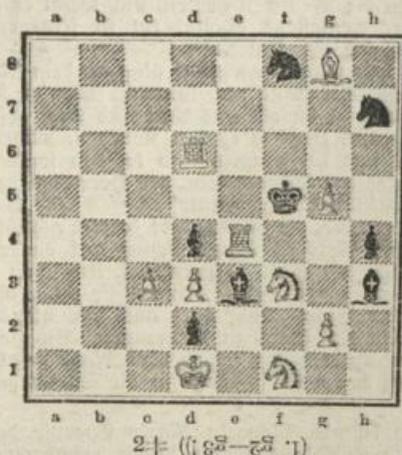
„Was“, sagte der Mann mit langgedehnter Stimme, „Du Döppel, der lange Lenz das ist doch kein Mensch, das ist doch das Ende vom Winter!“

„Ja“, erwiderte Antring und ließ sich auf den Stuhl und die Hände in den Schoß fallen, „hättest Du mir das eher gesagt.“

Der lange Lenz ist nachdem in menschlicher Person nicht mehr erschienen . . .

Schach.

Unter Leitung von E. Alapin.
Unser Turnier. Motto: „Klenia I“.



Im obigen Problem sind bei 14 Varianten 10 verschiedene Mattbilder vereinigt, was vom Standpunkte der Konstruktionskunst nicht oft vorkommt.

Französisch.

Zweite Stichtampsparte 1914.
A. Alechin. A. Niomzowitsch.

1. e2-e4, e7-e6; 2. d2-d4, d7-d5; 3. Sb1-c3, Sg8-f6.

4. e4x d5! Sf6xd5

Von Alapin eingeführt. (Zur Vermeidung von: 4. . . . e4xd5; 5. Lg5, Lc7; 6. Ld3, Se6; 7. Sge2, Sb4; 8. a3, SxL; 9. Dxs zc. Weiß kann mit Se2-g3-f5 oder mit f2-f1-f5 angreifen.)

5. Sg1-f3
Oder 5. Se4, f5; 6. Sg3 (Sg5; Df6 neßt h6); 6. e5; 7. e3 (Sonst wird Schwarz e6-e5 durchsetzen); 7. cd; 8. cd, Lb4†; 9. Ld2, Da5; 9. Sf3, Se6 zc.

5. b7-b6

Auf 5. e5 folgt 6. SxS!, e5 (Dxs; Le3!); 7. e3! zc. Weiß steht etwas besser. In Betracht kommt auch: 5. Sd7; 6. Ld3, Le7; 7. 0-0, 0-0; 8. Se4, h6; 9. e3, Lb7; 10. Le2, c5; 11. Dd3, Sd6 zc. 3. 8. 12. Seg5, h6; 13. Sh7, Le4; 14. SxS†, SxS; 15. De2 LxL; 16. DxL, Dd5 zc.

6. Lf1-b5† c7-c6
7. Lb5-d3 Lf8-e7
8. 0-0 Sb8-d7
9. Sc3xd5 e6xd5

e4xd5, um den Le8 nicht einzusperran kam in Betracht

10. Dd1-e2
Zu erwägen war 10. c3, 0-0; 11. De2 zc.

10. 0-0
11. Le1-f4 Le8-b7
12. c2-c3 Le7-f6
13. Tf1-e1 Dd8-e7
14. Ld3-a6

Der Austausch des gut postierten Läufers gegen den eingesperrten ist wenig einleuchtend.

14. Lb7xa6
15. De2xa6 Se6-b8
In Betracht kam Tf6 nicht event. Sfs.

16. Da6-b5 De7-b7
17. Te1-e3 Sb8-c6
18. Db5-d3 g7-g6
19. Lf4-h6 Lf6-g7
20. Lh6xg7 Kg8xg7
21. Ta1-e1 Db7-c7
22. h2-h4 Ta8-e8
23. h4-h5! De7-f4
24. Sf3-e5 Se6xe5
25. Te3xe5 Te8-e7
26. g2-g3 Df4-f6
27. Dd3-e3 Tf8-d8

28. Kg1-g2 Te7-c8
29. Te1-h1 Kg7-f8
30. Th1-h4 Kf8-e8

Beginn einer interessanten Königsreise, um aus dem bedrohten Terrain zu entfliehen.

31. De3-h6 Ke8-e7!
Desh den Bh7: 32. Dxh7?, Th8 zc.

32. Th4-f4 Df6-h8
33. Te5-e1 Td8-d7
34. Te1-h1 Dh8-g8
35. Dh6-g5† Ke7-d6
36. Dg5-e5† Kd6-c6
37. a2-a4

Schwächt den Bauer und sollte besser unterbleiben.

37. Ke8-b7
38. Th1-a1 Dg8-h8
39. Tf4-f6 Dh8-d8
40. Tf6-f3 Dd8-h8
41. De5-e2 a7-a6
42. De2-e3 Dh8-g7
43. h5-h6 Dg7-f8
44. De3-e5 Df8-h8
45. Tf3-f6 Dh8-f8
46. Ta1-h1 Df8-d8
47. Tf6-f4 Te8-c4
48. Th1-a1 Tc4-c6
49. Tf4-f6 Dd8-b8
50. De5-e3 Td7-e7
51. De3-f3 Db8-e8
52. g3-g4

Weiß sollte sich mit Remis begnügen, anstatt weitere Schwächen der Bauern vorzunehmen.

52. De8-d7
53. Ta1-e1 Te6-c7
54. b2-b3

Diese weitere Bauernschwächung ist eine Folge der vorhergehenden.

54. Kb7-a7
55. g4-g5 Dd7-d6
56. Df3-d3 Dd6-a3
57. Dd3-e2 Da3-b4
58. Te1-c1 Db4-d6
59. De2-d3?

Hiermit wird e6-e5 zugelassen. Weiß sollte mit 59. Te1 Remis anstreben.

59. Dd6-a3
60. Te1-b1 Da3-a2
61. Tf6-f3 e6-e5!

Entscheidend. Es folgte: 62. Te3, e4; 63. Dd1, f5!; 64. gxf6, Tf7; 65. Ta1, Db2; 66. Th1, Da3; 67. e4, Txh6; 68. exd5, Tef7; 69. Te2, Dd6; 70. De2, Dxd5; 71. Kf1, e3!; 72. Txh6, Dh1†; 73. Ke2, Txh2†; 74. Kd3, Dd5; 75. De8, Td7 und Weiß gab auf.